

Das sinnlose Sterben der letzten Schlacht

Der Soldat Augustin Trébuchon starb zehn Minuten vor Beginn des Waffenstillstands am 11. November 1918

VON CHRISTINE LONGIN
(VRIGNE-MEUSE)

Der Erste Weltkrieg war schon zu Ende, als in einem kleinen Dorf in den Ardennen noch gekämpft wurde. Im Gegensatz zu Deutschland erinnert sich Frankreich noch hundert Jahre später an die letzten Stunden der „Grande guerre“.

Blonde Haare, dünner Schnurbart, ernster Blick. Das Schwarz-Weiß-Foto von Augustin Trébuchon hängt an der Steinmauer, die die 18 Kriegsgräber mit ihren weißen Kreuzen umgibt. Trébuchon, der letzte im Gefecht gefallene französische Soldat des Ersten Weltkriegs, liegt im dritten Grab von links. Sein tragischer Tod nur zehn Minuten vor Beginn des Waffenstillstands am 11. November 1918 hat der kleinen Gemeinde Vrigne-Meuse, rund hundert Kilometer nordöstlich von Reims, eine gewisse Berühmtheit beschert.

„Die Suppe wird um 11.30 Uhr serviert“, lautete die Nachricht, die der Melder übermitteln sollte, als ihn der Schuss aus einem deutschen Maschinengewehr traf. „Das war hier, rund 200 Meter vom Bahnübergang entfernt“, sagt Bürgermeister Jean-Christophe Chanot und zeigt hinter die Bahnlinie, die es schon vor hundert Jahren gab. Der 67-Jährige mit dem sonnengebräunten Gesicht muss in diesen Tagen die Geschichte seines bekanntesten Toten oft erzählen, denn zum hundertsten Jahrestag des Kriegsendes richten sich die Blicke auf sein Dorf nahe der Grenze zu Belgien, in dem bis zuletzt gekämpft wurde. Die rund 30 Häuser auf dem Hügel über der Maas stehen für die Absurdität dieses Krieges, in dem insgesamt zehn Millionen Soldaten fielen.

Als Trébuchon starb, war der Waffenstillstand längst ausgehandelt. Schon am 8. November hatten sich deutsche Unterhändler mit dem französischen Marschall Ferdinand Foch in dem später berühmten Eisenbahnwagen auf einer Waldlichtung bei Compiègne getroffen. Am 9. November dankte Kaiser Wilhelm ab und am 11. November um 5.20 Uhr wurde das Dokument dann unterzeichnet. Zu einem Zeitpunkt, als in Vrigne-Meuse noch die letzte Offensive der Franzosen lief, „Wir müssen die Maas diese Nacht überqueren. Der Feind zögert zu unterzeichnen. Wir müssen seine Stimmung mit einem mutigen Akt untergraben“, lautete die Anweisung, die das 415. Regiment in der Nacht zum 10. November umsetzte.

Nebel und Hochwasser

„Hier kamen die Franzosen über den Fluss. Bei Nebel und Hochwasser“, schildert Chanot die Situation, als sei er dabei gewesen. „Für 70 Meter brauchten sie eine Stunde.“ Am anderen Ufer warteten die Deutschen, die auf einem Frontabschnitt von vier Kilometern 90 Maschinengewehre im Einsatz hatten. 46 Tote gab es auf französischer Seite in den letzten drei Kriegstagen. „Bei den Deutschen waren die Verluste noch viel höher.“

Chanot kennt viele Geschichten, die das sinnlose Sterben jener letzten Stunden zeigen. Zum Beispiel jene, in der ein französischer Soldat



Bürgermeister Jean-Christophe Chanot am Grab von Augustin Trébuchon. Auf dem Grabstein steht: „Trébuchon Augustin – 415. RI – gefallen für Frankreich am 10.11.1918.“ (FOTO: CHRISTINE LONGIN)

auf der Straße am Friedhof einen Deutschen stellt, der mit dem Gewehr in der Hand die Arme zum Himmel reckt. Der Franzose schießt und findet später in der Tasche des Toten das Foto von zwei Kindern auf dem Schoß einer Frau, die er zur Witwe machte. „Das ist der Krieg“, kommentiert der Bürgermeister bitter. In seinem kleinen Rathaus, das nur aus einem Raum besteht, hat der pensionierte pädagogische Berater des Departements als einzige Dekoration die Fahnen des 415. Regiments stehen. Bunter Stoff, der die Erinnerung wachhalten soll.

„Die Männer binden ihr Taschentuch an die Gewehrspitze, schreiben laut ‚Vive la France‘ und singen die ‚Marseillaise‘“, lautete damals die Anweisung für den Waffenstillstand. Den verkündete um Punkt elf Uhr der Soldat Octave Delaluque mit seinem Signalthorn. Der Körper von Trébuchon soll zu diesem Zeitpunkt noch warm gewesen sein. „Es herrschte ein explizites Verbot der ‚Fraternisierung‘“, sagt der Düsseldorfer Historiker Gerd Krumeich über die ersten Minuten nach dem Ende des Gemetzels. „Die französischen Soldaten durften den Deutschen nicht die Hände reichen.“ Mit diesem Befehl war damals bereits klar, dass das Schweigen der Waffen noch lange keinen Frieden bedeutete. Im Gegenteil: „Das war das Zeichen, dass der Kriegshass weiter wucherte“, bemerkt Krumeich. Mit einem Dutzend völlig zerstörten Departements im Osten und Norden des Landes gab es genug, um den Hass der Franzosen wachzuhalten.

In den folgenden Jahren entstand in fast jeder der 36 000 Kommunen des Landes ein „Monument aux

morts“. In Douaumont bei Verdun setzten die Überlebenden den Opfern unter einer bombastischen Architektur ein Denkmal. Allerdings nur den französischen Toten. Dass unter den 130 000 unbekanntem Soldaten, deren Gebeine dort liegen, wohl genauso viele Deutsche wie Franzosen sind, wollte damals keiner wahrhaben. Erst 2016 kam die Inschrift „Hier ruhen die französischen und deutschen Soldaten“.

Ehrfurcht vor den „Poilus“

Dennoch steht Douaumont auch heute noch für die Ehrfurcht, die die Franzosen den Poilus, den Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs, entgegenbringen. Als 2008 mit Lazare Ponticelli der letzte von ihnen starb, wurde er mit einem Staatsbegräbnis im Hof des Pariser Invalidendoms geehrt. Nicolas Sarkozy machte seine Trauerrede zu einer Würdigung aller Poilus: „Sie zeigen uns, dass das Verständnis, der Respekt und die menschliche Solidarität der einzige Schutzwall gegen die Barbarei sind. Lasst sie uns nie vergessen“, sagte der Präsident da-

mals. Ein Versprechen, das in Stein gemeißelt auch in der Kirche des Invalidendoms hängt. „In nur wenigen Ländern sind die Jahre 1914-1918 so im kollektiven Bewusstsein verankert wie in Frankreich“, schreibt der Historiker Arndt Weinrich zur Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Franzosen. Von der „Grande guerre“, dem „Großen Krieg“ ist die Rede, der auf französischer Seite deutlich mehr Tote zählte als der Zweite Weltkrieg. Allein am 22. August 1914, dem blutigsten Tag in der Geschichte der französischen Armee, starben 27 000 Soldaten. Insgesamt beklagte Frankreich knapp 1,4 Millionen tote Soldaten, Deutschland nur Millionen.

Vrigne-Meuse in den bitter umkämpften Ardennen überstand die vier Jahre relativ glimpflich. Von der sinnlosen Schlacht zu Kriegsende ist hundert Jahre später nichts mehr zu sehen. Im Gegensatz zu Verdun, wo die Kraterlandschaft immer noch die Narben des 300 Tage dauernden Stellungskriegs trägt und rund 80 000 Tote noch in der auf Dauer

entstellten Erde liegen. „Hier dauerten die Kämpfe ja nur zwei Tage“, sagt Chanot. „Dafür wurden keine Schützengräben ausgehoben.“ Oberhalb der Ortschaft erinnert eine weiße Stele an die letzten Stunden des Krieges. Vom Hügel aus ist auch die Maas, auf Französisch Meuse, zu sehen, die sich sanft durch die Landschaft schlängelt. Dass der Fluss einmal die Front des Ersten Weltkriegs war, dürften viele der jungen Familien, die in den vergangenen Jahren in die Neubaussiedlung hinter dem Rathaus zogen, gar nicht wissen. „Sie müssen sich die Geschichte erst aneignen.“

Falsches Todesdatum

Nur die weißen Kreuze vor der Kirche zeugen heute noch von dem, was damals passierte. Sie tragen alle einheitlich das Todesdatum des zehnten November 1918. „Am Tag des Waffenstillstands sollte es offiziell keine Toten geben“, erklärt Chanot die falsche Inschrift. „Man wollte die letzten Gefechte möglichst schnell vergessen, denn sie hatten ja eigentlich keinen Sinn mehr.“ Heute erinnert ein im Frühjahr eingeweihter Gedenkweg entlang der Eisenbahnlinie an die letzten Kriegstage. Vor allem Radler und Wanderer kommen, um sich die Tafeln mit Texten und Fotos anzuschauen. Eine Tafel ist den letzten deutschen Opfern gewidmet, deren Zahl keiner kennt. „Es gibt keine Dokumentation über die letzten Kriegstage auf Deutsch“, bemerkt Krumeich. „Das gehört nicht zur Erinnerungskultur.“ Auch der letzte deutsche Soldat des Ersten Weltkriegs starb, ohne dass groß darüber berichtet wurde. Deutschland tue sich mit dem Ge-



Les villages martyrs du Luxembourg belge

Monuments et parcours pédagogiques rappellent le sort réservé par l'ennemi aux civils de la région

PAR MAX HELLEFF (BRUXELLES)

En 1914, l'invasion allemande de la Belgique fut d'une violence effroyable, fatale d'abord aux forts de Liège et à ses unités combattantes. Puis, elle obligea l'armée à battre en retraite vers Anvers, et enfin vers le Westhoek où Belges et Allemands menèrent la guerre des tranchées.

La Bataille des Frontières est moins connue des Belges. Peut-être parce que, de Mons jusqu'à l'Alsace, c'est à l'armée française que se sont heurtés aux soldats du Kaiser. Une quinzaine de combats particulièrement meurtriers eurent alors lieu dans le Luxembourg belge à la fin du mois d'août 1914. 85.000 hommes furent tués dans les deux camps.

La mémoire locale entretient surtout le souvenir des centaines de civils fusillés par les Allemands au motif que des francs-tireurs se cachaient dans la population. C'est ainsi qu'à Ethe, non loin de Virton, 211 hommes sont passés par les armes entre le 22 et le 24 août 1914. Plus que les affrontements militaires, ces atrocités ont marqué durablement la région.

Plusieurs monuments commémorent ces journées noires. Le plus remarquable se découvre à Ethe où le Mausolée des fusillés rend hommage aux civils exécutés. La taille et la grandiloquence de cette oeuvre d'art néo-classique située à la sortie de la localité, en dit long sur le traumatisme vécu par les habitants du cru. Les noms des victimes s'y égrènent comme une litanie, flanquant un bas-relief qui évoque la tragédie.

En allant vers un autre village nommé Saint-Léger, on trouve plusieurs panneaux explicatifs relatant les combats entre Allemands et Français. On lit par exemple que le régiment français commandé par le colonel Wallerand de Hautecloque

est tombé dans une embuscade près du pont du «14^e Hussards». L'officier, son fils et la plupart de ses hommes ont péri ce jour-là. Une partie des soldats français tués au combat reposent à Laclaireau, dans l'un des derniers cimetières militaires implantés par l'occupant allemand dans et autour de Ethe. D'autres villages de la région ont payé chèrement leur présence sur la route des armées. Le 26 août 1914 ainsi, 125 civils de Rossignol, de Breuvanne et de Saint-Vincent ont été accusés d'avoir tiré sur les Allemands. Ils ont été fusillés le long de la ligne de chemin de fer.

Expression douloureuse du sacrifice

Différentes initiatives ont été prises par les villages martyrs pour commémorer ces massacres. Ainsi à Rossignol et dans les environs, une

balade didactique en boucle sillonne les différents lieux de mémoire de la Première Guerre. Elle débute à l'église où une borne interactive présente le circuit. En fin de parcours, on pourra y tester ses connaissances. 22 panneaux explicatifs abordent de façon chronologique l'histoire de la Grande guerre dans ce village, de ses débuts à la mémoire d'aujourd'hui, en passant par les uniformes des soldats, les cimetières militaires, les atrocités allemandes, les témoignages, la reconstruction et bien d'autres.

Souignons qu'il n'est pas nécessaire d'être féru d'histoire militaire pour aller à la rencontre de ces localités. Musarder à travers la campagne suffit en soi. Cependant, la statuaire mémorialiste de l'entre-deux-guerres vaut toujours le détour. Pour le talent de ceux et celles

qui l'ont composée. Mais aussi pour l'expression douloureuse du sacrifice et pour la mise en scène du patriotisme qu'elle porte en elle.

L'essentiel des collections belges relatives à la Première Guerre sont conservées au musée du Cinquantenaire, à Bruxelles. A quelques kilomètres du village d'Ethe, le musée Baillet-Latour et des Guerres en Gaume ne prétend pas les concurrencer, mais il mérite assurément qu'on s'y attarde. Fruit du travail d'une poignée de passionnés, il propose une collection de photos, de peintures, d'affiches, de journaux, d'armes et équipements. Cette illustration documentée et pédagogique de la Bataille des Frontières permet de mieux saisir le destin de petits villages gaumais jusque-là sans histoire, ignorants des soubresauts de la géopolitique mondiale.



A Ethe, un remarquable hommage aux morts. (PHOTO: MUSÉE BAILLET-LATOURET DES GUERRES EN GAUME)

Vaincus puis vainqueurs: les germanophones de Belgique

Les Belges de langue allemande se sont imposés comme des interlocuteurs privilégiés entre Wallonie et Allemagne

Durant la Seconde Guerre, quelque 3.400 soldats des «cantons de l'Est» sont tombés en combattant contre l'Armée rouge. Ce fut le dernier acte d'une tragédie qui avait commencé trois décennies plus tôt, lorsqu'en 1914 les hommes d'Eupen et de Malmedy avaient combattu pour le Kaiser, contre l'armée belge. Les villages dont ils étaient issus faisaient alors partie de l'Empire allemand. Aujourd'hui, ils forment la frontière Est de la Belgique.

Pour comprendre ce curieux tour de passe-passe, il faut remonter en 1919 et au Traité de Versailles. Eupen et Malmedy, majoritairement habités par des germanophones, sont alors amputés du territoire allemand pour être donnés tel un lot de consolation à la «Poor Little Belgium». Puis, les autorités belges organisent un référendum «bidon» pour satisfaire à l'article 34 du traité. Conséquence de la contrainte exercée par le nouveau propriétaire des lieux, seuls 272 refus sur 33.726 voix potentiels sont alors dénombrés. Le nom de «cantons rédimés» se répand, désignant ces territoires comme s'il s'agissait d'un butin versé à la Belgique en échange de son

sang. La cession d'Eupen et de Malmedy aura une conséquence terrible pour les germanophones en âge de combattre: intégrés à l'armée belge face à l'Allemagne nazie au début de la Seconde Guerre, ils seront «retournés» par le III^e Reich une fois la Belgique vaincue. Beaucoup périront sous l'uniforme de la Wehrmacht.

La mémoire des germanophones de Belgique est fatalement «assise entre deux chaises». Les gens d'ici se sentent parfaitement Belges, surtout pas Allemands. Il reste que sur les monuments aux morts figurent essentiellement les noms des soldats du cru qui se sont battus contre la Belgique et ses alliés. Ce drame a trouvé une résonance particulière dans l'évolution institutionnelle d'après-guerre. De 1970 à nos jours,

sous la pression de la Flandre, six réformes de l'Etat ont permis de définir ce «fédéralisme à la belge» qui a pour résultat de conférer toujours plus de compétences aux Régions et aux Communautés.

Cette évolution s'est également révélée profitable pour les germanophones. Dire que les architectes de la Belgique contemporaine ont voulu ainsi panser les plaies du passé serait réducteur, mais il reste que l'Histoire et la langue ont fatalement contribué à pointer une problématique qu'il fallait résoudre. En 1970 apparait ainsi le concept de «communauté culturelle allemande» dans la nouvelle Constitution de la Belgique et ses alliés. Ce drame a trouvé une résonance particulière dans l'évolution institutionnelle d'après-guerre. De 1970 à nos jours,

septembre dernier, les gouvernements de la Région wallonne et de la Communauté germanophone ont ainsi adopté en première lecture l'ensemble des avant-projets de décret organisant un nouveau transfert de compétences entre les deux entités fédérées.

Sur le site de la «Deutschsprachige Gemeinschaft», on peut lire ces lignes: «Plus de 76.000 habitants vivent dans les neuf communes de la DG, à l'intersection de deux cultures: la culture germanique et la culture latine. On dit d'ailleurs des germanophones de Belgique qu'ils „travaillent à la prussienne et vivent à la française“.

Ce clin d'œil à l'Histoire peut apparaître comme une revanche face à un passé douloureux. Mais il est aussi l'affirmation du destin d'une communauté qui entend tirer un profit maximum de sa situation privilégiée entre l'Allemagne, les Pays-Bas et la Belgique. Les germanophones possèdent tous les atouts pour jouer les «go-between» dans une Wallonie jusqu'ici peu tournée vers le Rhin. Mais surtout ne les appelez pas «Allemands de Belgique». Ils ont horreur de cela. *HEM*

Surtout ne les appelez pas «Allemands de Belgique». Ils ont horreur de cela.